

Sonntagsplauderei.

zuführen, weiter und weiter zurückweichen. Es trat noch ein anderes dazu, das freilich nur erst nebelartig am Horizont sich ankündigte. Else's Vater wurde durch das Mißgeschick des Herzogs Ulrich um so kräftiger vorwärts auf der Bahn gedrängt, die er betreten hatte, als damit die Quelle verschüttet war, aus der ihm bisher reiche Mittel zugeflossen waren, und sein Stolz es nicht vertragen konnte, sich den Bedingungen zu unterwerfen, von denen der Rath ein Vergessen des alten Streites und seine Wiederaufnahme in das Bürgerrecht der Stadt abhängig machen wollte. Max hatte sie ihm angedeutet, da ihm nicht Verschwiegenheit auferlegt worden war. Ritter Stephan hatte sie mit einem Hoh-lachen beantwortet. Er, ein Ritterbürtiger und Vertrauter von Fürsten, vor diesem städtischen Scheinadel sich beugen? Und vollends jetzt, wo das Bedenken des Innern Rathes, gegen Dr. Deutschlin und den Kommenthur entschieden zu handeln, die Segel seiner und seiner Partei Hoffnungen mächtig schwellte? Niemals! Sein ungemessener Adelsstolz, seine Ueberhebung traten bei dieser Veranlassung so unverhüllt hervor, daß Max sich bis in das Innerste erkället fühlte. Es drängte sich ihm mit Nothwendigkeit die Frage auf, wenn dieses die wahre Herzensmeinung des Ritters war, wie mußte er dann über die Kleinbürger und Bauern denken?

Es kam vor, daß er scherzhaft Max einen unpraktischen Träumer nannte, wann sich das Gespräch auf deren Forderungen lenkte. Max verstimmte und verdroß es, Else jedoch, die ihren Vater besser kannte, als er, sah mit weiblichem Scharfblick einen Konflikt voraus, der ihrem Herzensbunde verderblich werden mußte. Sie verschloß ihre Besürchtungen in ihrer Brust und trachtete um so mehr danach, Max mit sanfter Hand die Dornen auszuziehen, mit denen ihr Vater ihn verletzete, ihn gegen diesen milde und verjöhlich zu erhalten. Und er vergaß, wann er bei ihr war, was ihn in der Einsamkeit zuweilen wie eine Ahnung keimenden Unglücks, beängstigte, las er doch auf ihrer kleinen weißen Stirn, in ihren dunkelblauen Augen nichts von ihren geheimen Sorgen, sondern nur das Glück der vollsten, hingebendsten Liebe.

Da zückte Rätthe das Messer auf die schöne Gabriele. Herr Stephan ließ es gelten, daß Max die That als ein Symptom des überbrausenden Hasses auffaßte, den die Unterdrückten in der ländlichen Bevölkerung unablässig aufgehäuft hatten. Er leitete aber die Nothwendigkeit daraus ab, daß man dem Volke nicht die Zügel lassen dürfe, wenn es nicht unberechenbaren Schaden anrichten sollte.

„Das heißt, um es nach Anderer Willen zu lenken.“ bemerkte Max nicht ohne Bitterkeit. „Nur den Reiter soll es tauschen.“

„Geht, geht, Ihr seid ein Schwarzzeher, Doktor!“ lachte Stephan von Menzingen.

Es schwebte Max eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, allein ein Blick Else's ließ sie ihn unterdrücken. Nur natürlich war es, daß ihm seine Beziehungen zu den an dem Ereigniß Theilnehmenden eine tiefere Theilnahme einflößten. Welch ein unheilvolles Verhängniß ging von diesem schönen Weibe aus, dem die ersten Regungen seines erwachenden Herzens gehört hatten! Um Gabriele's Willen war er von seinem Vater verstoßen worden, hatte den jungen talentvollen Goldschmied ein frühzeitiger Tod ereilt, war jetzt das Mädchen, das er an dessen Grabe hatte stehen sehen, zur Verbrecherin geworden! Und er erinnerte sich, mit welcher zornigen Verachtung Gabriele an dem Dreikönigstage gegen ihn über das Volk sich geäußert hatte. Nun hatte gerade sie der Stachel dieses Volkes, dessen Schweiß sie ihren Reichtum verdankte, bedroht! Zufall konnte es nicht sein. Es erhöhte aber seine Theilnahme für Rätthe, da ihm das Auftreten ihres Bruders in der Versammlung bei dem Tuchscheerer nach Lautner's Begräbniß Achtung eingespöht hatte.

Da kam am Tage vor Mittfasten zu ihm Kaspar Etschlich, der nichts unberührt lassen wollte, um Rätthe zu helfen. Nach seiner Ueberzeugung zog selbst der Entel von des Teufels Großmutter den Kürzeren, wenn er sich mit einem Advokaten in Streit einließ. Von Max hatte ihm sein Freund Lautner erzählt, und er bot ihm alle seine Ersparnisse an und war überzeugt, daß Simon Neuffer ein Stück Geld hinzufügen würde, wenn er Rätthe aus der Schlinge zöge. „Behaltet Eure Ersparnisse nur im Saß,“ erwiderte Max; „es war bereits beschlossenen, daß ich mich des Mädchens annehmen wollte, ehe Ihr kamet. Aber damit ich das kann, müßet Ihr mir alles erzählen, was Ihr etwa in bezug auf die beabsichtigte That des Mädchens wißt.“

(Fortsetzung folgt.)

Eins jener Festschen wurde mir jüngst in die Hand gesteckt, die als erstes einer schier unendlichen Reihe durch ihren schaurigen Inhalt den Leser auf den Leim locken wollen. Also Papierkorb! Da fällt mir etwas an dem Heft auf: In die Mitte hinein ist ein Brief gefleht, ein richtiger Brief auf graurothem Papier, mit geschriebenen Buchstaben. Nicht jeder wird gleich gesehen haben, daß er lithographirt war. Ein ganz neuer Trif und eine feine Spekulation! Wenn solch ein Dokument jede Möglichkeit des Zweifels an der Wahrheit der Geschichte benimmt, das muß ja ziehen. Der kluge Erfinder hatte sein System auch gleich weiter ausgebaut. Eine Annonce, die eine große Rolle in der Geschichte spielte, war als verkleinertes Abbild des Originals gegeben. So sah ich mir denn das Ding, das irgendwo im Südosten von Berlin ans Licht gekommen ist, etwas näher an. „Ein Roman aus dem modernen Leben“, stand groß darauf. Auch das noch, dachte ich; das Gefindel begnügt sich also nicht mehr, das Andenken gewaltthätig-edelmüthiger Räuberhauptmänner heranzubeschwören, es folgt sogar dem naturalistischen Zuge der Zeit. Zwar der Titel war noch verwegen genug. Aber dann kam es: keine Arbeit, kein Brot — ein sozialdemokratischer Werksführer, der leichtsinnig einen Streit angefaßt hat, während er es doch vorher so gut gehabt, der all sein Geld veräußert, Weib und Kind hungern läßt und schließlich noch einen Bürgermeister ermordet — auf der anderen Seite ein Polizeiuspektor, der von Edelmutt trieft, die Tochter des Arbeiters nicht nur liebt, sondern auch heirathen will, der allein um dessen Verbrechen weiß, sich aber von seiner Braut überreden läßt, nichts zu verrathen und lieber sofort sein Amt niederlegt, um sein Gewissen nicht zu kränken — und schließlich als dritte Hauptperson das engelreine Weib des Glenden, die sich und ihre Kinder durch Kohlendunst zu erlösen beschließt und vorher noch einen rührenden Brief schreibt; im letzten Moment wird durch die Thürspalte besagtes Plakat geschoben, das 2000 Mark der unergründlichen Frau verspricht, die sich in einen Löwentafel wagt; sie will es im Namen des himmlischen Vaters wagen, öffnet schnell noch das Fenster, eilt fort, hin zum Zirkus, stürzt in den Käfig; der Löwe brüllt fürchtbar, blutleuchtend, den geifernden Rachen weit aufgerissen, duckt sich zum Sprunge — Fortsetzung folgt.

Man sieht, es ist die alte bewährte Methode. Auch im einzelnen zeigen sich viele Verührungs-punkte; es giebt kaum einen schlimmen Instinkt im Menschen, auf den nicht spekulirt wurde. Gegen diese neue „soziale“ Art aber waren die älteren Schauerromane, die die Phantastie auf verfallenen Schlössern und unter Räubern herumführten, harmlos. Eine unglaubliche Rohheit der Gesinnung spricht aus diesen Erzeugnissen; nicht einmal das Leben und Kämpfen der Armen ist vor ihren schmierigen Fingern sicher. Schließlich thun die Kerle die so etwas produziren, noch so, als ob sie verdienstliches leisten. Sie wüßten ja der Arbeiterbewegung eins aus, und was dem Pastor Hille recht ist, muß ihnen doch billig sein. Darüber wäre auch nicht weiter Aufhebens zu machen, wenn nicht ein anderes zu bedenken wäre: Es sind gute Geschäftsleute, die auf Gewinn halten. Sie müssen wohl gewußt haben, daß sie mit solchen Machwerken auch Erfolg haben werden. Sie sind ja auch „Kenner der Volksseele“, sie kennen sich in allen deren dunklen Tiefen aus und wissen sie anzupacken. So geht es dann weiter in Wechselwirkung. Weil sie auf solche Empfindungsgebiete stoßen, finden sie Absatz, und weil die Sachen gelesen werden, stärken sie diese Empfindungen. Die Folge ist eine Vergiftung der Phantastie, eine böse Verdrehung der natürlichen Anschauung der Dinge.

Vielleicht muß man ähnliche Auskunfts-mittel mit Heranziehen, wenn man das Treiben des französischen Volkes, wenigstens eines großen Theils von ihm, verstehen will. Für den, der den klaren Blick nicht verloren, dürfte kein Zweifel sein, daß Dreyfus — gleichviel, ob er des Verratsch schuldig ist oder nicht — nicht geheimnigig verurtheilt ist. Das Rechtsbewußtsein des Volkes müßte gebieterisch eine Revision fordern. Aber es denkt garnicht daran, daß hier ein Verthum vorliegen könnte. Es ist felsenfest von der Schuld des Veräthers auf der Tauselinsel überzeugt, nicht aus drei angelegten Beweisgründen, sondern weil die ganze Sache in seinen Vorstellungskreis paßt. Für den niederen Mittelstand, auf den die antisemitische Agitation Einfluß gewonnen, stellt sich die Sache in sehr materieller Form dar; die ganze Campaigne für Dreyfus erscheint ihm als ein Manöver der internationalen Börseinsigne, gegen die ihn ein grimmiger Haß befeelt. Für die vielen Anderen, bei denen der soziale Stachel nicht so unmittelbar wirkt, hat sie einen mehr romantischen Anstrich.

Methodisch ist, nach dem letzten unglücklichen Kriege mehr noch als zuvor, chauvinistisches Empfinden im Volke großgezogen worden. Es war nicht allzu schwer bei einem so temperamentvollen Volke, dessen Stolz die schwere Niederlage furchtbar bedrückt. Man kam sich nach den Beispielen bei uns so gut denken, wie es gegangen ist, wie die Sorte literarischer Ausbeuter, die wir oben gekennzeichnet, sich diese Stimmung zu nütze gemacht. Was in unserem Falle der Begriff „sozial“ ist, ein gutes Jugmittel, das ist im französischen in viel höherem Grade mehr als bei uns der Begriff „patriotisch“. Diese Art Literatur ist international. Mit allerhand dunklen Vorstellungen wurde das Bewußtsein des Volkes vergiftet. Von Veräthern, deren unheilvoller Thätigkeit das ganze Unglück zuzuschreiben war, mag es in diesen Machwerken gewinnelt haben, und wie sie

ihre gerechte Strafe gefunden. Und nun ereignet sich der Fall oder etwas, was so aussieht, in Wirklichkeit. Ein Hauptmann Dreyfus soll ertappt sein. Sofort bemächtigt sich die erregte Phantasie dieses Falles. Man empfindet die Bestrafung, das große Schauspiel der Degradation, mit vieler Gemüthung. Die Schreden der Teufelsinsel können nicht fürchtbar genug ausgemalt werden. Dann werden Stimmen laut, die da zweifeln, ganz natürlich — mächtige Bundesgenossen des Verräthers, die ihren Komplizen los haben wollen. Die Finsterlinge um Dreyfus auf der einen, die strahlenden Kriegshelden, die das Vaterland retten, auf der anderen Seite, das Sensationsstück ist fertig. Wie unverschämte solche Dinge literarisch ausgenutzt werden, beweist, daß sich ein solches Antidreyfus-Stück in Paris sogar an das helle Licht der Rampen wagen durfte.

Die so groß gezogene Stimmung eines großen Theils des Volkes, die Thatfache, daß ein ritterlich veranlagtes Volk sich durch chauvinistische Verhegung zu einer solchen Blindheit treiben ließ, ist das schwerwiegende Phänomen an dem ganzen Handel. Die deutschen Zeitungen beschäftigen sich fast durchgehend in großer Ausführlichkeit mit dem Fall Dreyfus. Der Ton, in dem sie die Nachrichten wiedergeben, und die Kommentare dazu zeigen, daß die nationale Verblendung in bürgerlichen Kreisen stetig Fortschritte macht. Wie oft fühlt man ein gewisses Behagen über die schlechten Zustände beim Nachbar und die pharisäische Empfindung durch, daß bei uns, im hehren Deutschland, so etwas natürlich unmöglich ist! Sehr richtig; aber das ist schlimm genug. Bei uns wäre es allerding in bürgerlichen Kreisen ganz unmöglich, daß sich für einen Dreyfus eine starke Bewegung, die auf die Dauer nicht niederknallen ist, erhöhe. Und wenn auch das französische Offiziercorps sich ebenso gut wie bei uns immer stärker zum Fremdkörper im Volke entwickelt, es ist undenkbar, daß bei uns die Sache eines abgeurtheilten Offiziers derartige Diskussionen in der breiten Öffentlichkeit hervorrufen könnte; der Prozeß ist in Deutschland eben schon viel weiter gediehen.

In derselben Weise wie den Fall Dreyfus behandeln deutsche Zeitungen die Nachrichten über den Untergang der „Bourgoigne“. Die französischen Matrosen sollen sich arge Nothheiten gegen die Passagiere haben zu schulden kommen lassen. Sie sollen zunächst auf ihre eigene Rettung bedacht gewesen sein, andere mit Gewalt zurückgehalten haben. Von französischer Seite wird dies energisch in Abrede gestellt. Die Nachrichten vom Untergang lauten so widersprechend, daß über keinen einzelnen Punkt ein klares Bild zu gewinnen ist. Und trotzdem ist es sofort für deutsche Zeitungen ausgemachte Thatfache, daß die französischen Matrosen rohe Kerle sind und sich an den deutschen ein Beispiel nehmen könnten. Derartige Klagen werden von den Passagieren doch nach jedem größeren Schiffsunglück erhoben. Sie haben bezahlt und glauben damit den Anspruch erworben zu haben, daß ihre Rettung jeder anderen vorangehe, und zwar je nach der Höhe der Einzahlung. Mit dem Schicksal der Passagiere der ersten Klasse beschäftigte sich eine ganze Reihe von Telegrammen besonders. Erst hieß es, sie wären alle gerettet; dann stellte sich heraus, daß keiner von diesen gerettet war, weil ihre Kabinen in der Gegend des Schiffes lagen, in welcher der Zusammenstoß erfolgte.

Es scheint ja in der That, daß auf dem Schiffe nicht alles in Ordnung gewesen und daß bei größerer Umsicht der Bemannung noch mehr Leute hätten gerettet werden können. Aber man braucht sich nur vorzustellen, unter welchen Umständen sich das Unglück ereignete, daß nicht alle Boote kargemacht werden konnten, daß daher wohl einige von den Booten zurückgestoßen sein können, weil sie sonst übervolld geworden wären, man braucht nur daran zu denken, daß die um das Leben kämpfenden Passagiere in ihrer Angst kaum scharfe Beobachter gewesen sind, und man wird wissen, was man von solchen Anschuldigungen zu halten hat. Es charakterisirt nur die deutschen Beurtheiler, wenn sie den Fall in solcher Weise auslegen. Wie man, auch angenommen, es wäre alles Gemeldete wahr, gleich von den französischen Matrosen im allgemeinen sprechen konnte, ist überhaupt unerfindlich. Vor kurzem erst wurde von der Heldenthat französischer Matrosen berichtet, die unter furchtbaren Mühen im Sturme zweihundert Insassen eines in Noth gerathenen holländischen Schiffes retteten. Was hat man nicht gepöbelt, gehöhnt, geschimpft über die Franzosen, die durchaus als „grande nation“ etwas vor allen anderen voraus haben wollten! Es scheint, als ob die deutschen Philister ihnen in dieser widerwärtigen Arroganz zum mindesten gleich kämen.

Kleines Feuilleton.

h—d. **Ferienzeit.** Es ist still auf dem kleinen Vorhof der Fabrik, die zwischen verräucherten und verwitterten Hinterhäusern liegt. Die jungen Damen und den Herrn, die eben vor dem Gitter aus der Equipage gestiegen sind, berührt die Ruhe peinlich. Große Kessel liegen breit, schwarz in der heißen Sonne. Aus den Fenstern der Fabrik ertönt nicht wie sonst das Brummen und Schnarren der Maschinen. Nur dort, aus dem Kesselhaus scheint das Feuer. „Da ist ja Onkel!“ — Sie gehen alle in das Kesselhaus. Der Onkel, ein großer graubärtiger Mann, dessen Gesicht den Kaufmann zeigt, kommt ihnen lächelnd entgegen. Er hat eben mit einem alten Schmied gesprochen. Der steht noch vor seiner Esse mit einer Welle in der Hand. Sein Drausschläger und die anderen Arbeiter sitzen auf alten Maschinenteilen herum und frühstücken. Also darum die Ruhe! Nur der Heizer schaufelt Kohlen in das flackernde Feuer unter dem Kessel.

„Nun, Onkelchen! Jetzt soll es losgehen!“ sagen die Damen in der hellen Reisetouillette.

„Wollt Ihr denn nun wirklich nach Bergen?“

„Ja gewiß! Wenn's geht, sogar nach den Lofoten und nach Hammerfest!“

Nein, Kinder, das geht aber doch nicht, daß Ihr Euren Papa wieder wie im vergangenen Jahre zu längerer Dummheit veranlaßt.“

„Aber Papa hat es doch wirklich nötig!“

„Ich auch! — Nun, Venno, Du wirst ja wissen, was Du zu thun hast.“

„Selbstverständlich; die dummen Dinger haben garnichts zu bestellen.“

„Und sieh' mal, Eure Villa in Bestend ist ja auch nicht übel. Der schöne Garten und — wenn ich das hätte, möchte ich garnicht verreisen.“

„Aber Onkelchen, Du wirst uns doch nicht zumuthen, ewig in der Villa zu hocken! Man muß doch seinen Nerven ein bißchen Abwechslung bieten — sonst wird man ja krank. Rein, im Sommer muß man sich auch auffrischen!“

Sie lehren plaudernd nach der mit Hutschachteln, Körben und Koffern besetzten Equipage zurück. Der alte Schmied, ein kleiner Mann, der mit eingeknickten Knien und tiefgebogenem Rücken dasteht, nimmt den Schürhaken zur Hand und jochert in der Gluth. Die Arbeiter springen auf, — es läutet. Sofort brummen die Maschinen wieder und die Hammerschläge klingen. Und der Alte legt ein glühendes Eisenstück auf den Amboss, er sieht auf die sprühende Esse und das flackernde Kesselfeuer, zwischen denen er steht, und brummt: „Ja, ja, im Sommer muß man sich auffrischen!“ —

Theater.

— Das neue Theater in Christiania, das unter dem Namen „Norwegisches National-Theater“ am 1. Januar 1899 eröffnet werden soll, ist theils mit bedeutenden Zuschüssen von Seiten des Stortings, theils dank reichlicher Subskriptionen von Privatleuten aufgeführt worden. Es ist ein Bauwerk von imponirendem Ansehen und in seinem Innern mit einem für skandinavische Verhältnisse einzig dastehenden Luxus ausgestattet worden. Zu beiden Seiten des Haupteingangs werden die Kolossalstatuen von Henrik Ibsen und Björnstjerne Björnson aufgestellt. Ein Sohn des letzteren, der bei den Meinungen in die Schule gegangen ist und vor kurzem das Drama „Johanne“ geschrieben hat, ist zum Direktor des National-Theaters ernannt worden.

Physiologisches.

— **Eigengeruch der Menschen.** Vorurtheilslose Physiologen haben immer zugegeben, daß die Beobachtungen des Bolland-Apostels Jäger nicht aus der Luft gegriffen sind, wenn sie auch mit dessen übertriebenen Folgerungen nicht einverstanden waren. A. Wethe theilt im „Archiv der gemeinsamen Physiologie“ Beobachtungen mit, welche Jäger's Ansichten bestätigen und theilweise sogar erweitern. Nach Wethe hat jedes Individuum seinen eigenen Geruch, an dem es nicht nur von Hunden, sondern auch von Menschen mit empfindlichem Geruchsorgan erkannt werden kann. So lernt Wethe einen Herrn, der in einer Gesellschaft von zwanzig und mehr Personen jede einzelne mit verbundenen Augen sicher erkennt, der riecht, wenn jemand in seiner Abwesenheit im Zimmer oder bei Bekannten war. Der Eigengeruch ist nicht angeboren, sondern entwickelt sich allmählig, scheint in der Zeit der Pubertät seine volle Ausbildung zu erreichen und von da an gleich zu bleiben. Alle Mitglieder einer Familie haben im Geruche etwas gemeinsam Charakteristisches, was ihnen erhalten bleibt, wenn sie auch an verschiedenen Orten leben, was also nicht von der übereinstimmenden Ernährung und Lebensweise bedingt sein kann. Vermuthlich beruht die Verschiedenartigkeit der Eigengerüche auf einer veränderlichen, aber für jedes Individuum beständigen Zusammensetzung der Stoffwechsel-Produkte, besonders der Fettsäuren, und diese Unterschiede im Stoffwechsel können nur durch Keimvariation entstehen, gerade so wie die verschiedenen Gesichtszüge. —

Aus dem Pflanzenleben.

ie. Ein Bohnentrebs. Eine gefährliche Krankheit der Bohnen wird von dem Engländer Massie in „Gardener's Chronicle“ beschrieben und als Bohnentrebs bezeichnet. Diese Krankheit, die seit einigen Jahren in den englischen Gemüsegärten bedenkliche Fortschritte macht, tritt an den Blättern, Stengeln und jungen Trieben der Pflanze auf. Besonders auffällig zeigt sie sich an den jungen Trieben in Form dunkler Flecken von geringer Größe, die einzeln von einem rothen Kreise umgeben sind. Die Flecken, die von einem Pilze herrühren, nehmen allmählig an Größe zu, verschmelzen, wenn sie einander sehr nahe rücken, ineinander, so daß größere unregelmäßige Flecken entstehen, die Vertiefungen in dem gesunden Gewebe bilden. Auch die Schote einer erkrankten Pflanze bekommt ein ganz besonderes Aussehen, sie ist gewöhnlich verbogen und mißgestaltet. Befällt das Uebel die Blätter, so nehmen zunächst die Adern eine schwarze Färbung an, dann bilden sich Flecken, die immer größer werden und das darunter befindliche Gewebe derart angreifen, daß vollständige Löcher in dem Blatte entstehen. Wirft sich der Schmarotzer auf die Stengel, so bekommen dieselben ähnliche Verletzungen, oberhalb deren die Organe welken und aus Mangel an Nahrungszufuhr absterben. Sogar die Frucht

in den Schoten zeigt die eingesunkenen Flecken; wird sie in die Erde gesetzt, so zeigt auch die junge Pflanze sofort nach dem Aufgehen dieselben Krankheitserscheinungen und geht ein. Kurz nachdem die schwarzen Flecken sich gebildet haben, bemerkt man auf ihrer Oberfläche kleine rothe Körnelungen, das sind die Samen des Pilzes, die durch einen klebrigen Stoff miteinander verbunden werden. Vom Regen oder Thau werden sie heruntergespült, um andere Theile der Pflanze oder eine noch ganz gesunde Pflanze anzusetzen. Dadurch ist es bedingt, daß sich das Uebel sehr rasch verbreitet, wenn keine Vorichtsmaßregeln dagegen ergriffen werden. Masse glaubt, daß dieser Pilz keiner unbekanntem Gattung zugehört. Freilich unterscheidet er sich nur in einem Punkte von einem Pilze, der in den Vereinigten Staaten als Schmarotzer auf Gurken, Kürbis und Melonen gesücht ist; der Bohnenkrebs nämlich zeigt, wenn man das kranke Gewebe durchschneidet, zahlreiche Fäden, die an ihrem Ende je eine Spore tragen, außerdem schwärzliche, längliche, bornartige Ansätze, die man bei dem amerikanischen Pilze nicht kennt. Als Mittel gegen den Bohnenkrebs dient Vorderlaiser Bräthe, die so früh als möglich, oder auch überhaupt vor Ausbruch der Krankheit anzuwenden ist, wenn die Pflanze drei Wochen alt sind. Sind erst wenige Pflanzen erkrankt, so sollte man dieselben ausreißern und verbrennen. —

Geologisches.

ss. Ueber die Geschwindigkeit von Erdbebenstößen hat der Leiter der griechischen Erdbebenforschung Agamemnone wichtige Berechnungen veröffentlicht, die sich auf das große vorjährige Erdbeben von Calcutta (12. Juni 1897) beziehen. Agamemnone legt seinen Berechnungen die Annahme zu Grunde, daß dieses starke Erdbeben in der Gegend 25 Grad nördlicher Breite und 91 Grad östlicher Länge in Assam seinen Ausgang nahm. In Calcutta, welche Stadt 400 Kilometer von jenem Gebiete entfernt ist, traf das Erdbeben nach einer Beobachtung um 11 Uhr 4 Minuten 6 Sekunden, nach einer anderen Angabe des Leiters der indischen Landesuntersuchung um 11 Uhr 7 Minuten ein. Dieser Unterschied erscheint klein, ist aber für die Bemessung der Geschwindigkeit schon sehr bedeutend. Im ersten Falle wäre der Erdschlag mit einer Geschwindigkeit von 9, im letzteren von 11 Kilometern in der Sekunde von Assam bis Kalkutta geeilt. Das Erdbeben begann mit schnell aufeinanderfolgenden Erdbewegungen, die etwa 23 Minuten dauerten, dann folgten Erdbewegungen mit größeren Pausen, deren Geschwindigkeit etwa 2,6 bis 2,8 Kilometer in der Sekunde war. Die Ausbreitung dieses Erdbebens war eine ungeheure, dasselbe wurde an 19 Orten in Europa verzeichnet, von denen die entfernteste, nämlich Edinburg, 7970 Kilometer von dem Ausgangsorte des Erdbebens entfernt lag. Zur Zurücklegung dieser ungeheuren Entfernung brauchten die ersten Erdschläge nur eine Zeit von 13 Minuten. —

Technisches.

— Vor einiger Zeit berichteten wir über die Lichttelegraphie auf amerikanischen Kriegsschiffen. Eine ausgedehnte Anwendung findet, nach dem „Arch. für Post u. Tel.“, der optische Telegraph zur Uebermittlung von Nachrichten in dem Kriege auf Kuba und den Philippinen auch seitens der spanischen Truppen. Besonders auf Kuba, wo es an Wegen, Eisenbahnen und Telegraphen mangelt und die wenigen vorhandenen Telegraphenlinien von den Aufständischen fast immer unterbrochen sind, würde es den Spaniern nicht möglich sein, die Verbindung unter ihren Truppen ohne das Hilfsmittel des optischen Telegraphen aufrecht zu erhalten. Zur Anwendung kommt bei Tage der Heliograph, bei Nacht ein von dem französischen Oberst Mangin erfundener Apparat, eine Art Scheinwerfer, bei dem eine Petroleumlampe als Lichtquelle dient. Die Lampe steht in einem Kasten, in dessen einer Wand sich ein Schieber befindet. Durch Hin- und Herbewegen des Schiebers werden kurze oder längere Lichtzeichen sichtbar, die wie die Punkte und Striche des Morse-Alphabets zur telegraphischen Verständigung benutzt werden. An Regentagen und auf geringere Entfernungen verwendet man ausnahmsweise auch bei Tage den Apparat Mangin; in einem Falle, in dem dieser Apparat auf der betreffenden Station nicht vorhanden war, bediente man sich nachts mit Erfolg des Heliographen unter Benutzung des Mondlichts. Im allgemeinen vermitteln die optischen Telegraphen die Verständigung zwischen zwei festen Stationen; indeß kann auch eine telegraphische Verbindung zwischen einer festen Station und einer auf dem Marische befindlichen Kolonne hergestellt werden, wenn letztere die vorher erforderlichen Aufstufungen giebt. Als Stationspunkte dienen Kirchtürme, hochgelegene Felsen und Gebäude oder besonders errichtete Observatorien. Solche Observatorien sind theils leichte Holzgerüste oder verteidigungsfähige Thürme, die in der Regel auf einem Blockhause ruhen und eine kleine Besatzung haben. Die Entfernung zweier festen Stationen richtet sich nach dem Gelände; sie geht aber, obschon eine Verständigung sowohl mittels des Heliographen als auch mittels des Apparates Mangin auf 50 bis 60 Kilometer möglich ist, nicht über 45 Kilometer hinaus. Die Ausrüstung einer Telegraphentruppe an Feldmaterial besteht aus einem Heliographen und einem Fernrohr für den Gebrauch bei Tage, und aus einem Apparat Mangin, der mit einer Linse von 14 Zentimetern Durchmesser, einem Fernrohr und Spiegel versehen ist, für die Benutzung bei Nachtzeit. Außerdem

führt die Truppe ein Zelt und einiges Handwerkszeug mit, das, mit dem übrigen Material in zwei Kasten verpackt, von einem Maulthier getragen wird. —

— Das erste Schiff, das unter Zuhilfenahme von Dampf den atlantischen Ozean kreuzte, war die „Savannah“, ein kleines Schiff von 350 Tonnen, welches im Jahre 1819 von Savannah am 22. Mai absegelte und am 20. Juni, also nach einer Reise von 28 Tagen, in Liverpool ankam. Dieses Schiffchen machte auf der Reise nur während 80 Stunden vom Dampf Gebrauch und ging die übrige Zeit unter Segel. Es war in New-York ursprünglich als Segelschiff gebaut und erhielt Maschine und Räder erst später eingeseht, wodurch aber seine Segelfläche wenig verändert wurde. Die Räder waren so konstruirt, daß sie bei stürmischer See auf Deck genommen werden konnten. Erst vierzehn Jahre später legte der erste Dampfer den ganzen Weg unter Dampf zurück. Es war dies der gleichfalls in America, und zwar in Kanada gebaute „Mohal William“, welcher im Jahre 1833 seine erste Reise von Quebec nach London machte. —

Humoristisches.

— Gemüthlich. Münchner (sich von seinem an einer Nordpol-Expedition theilnehmenden Sohn verabschiedend): „Und baldst moanst, es geht immer weiter auf, nacha — trinkt D' einfach Dein Bier aus und fahrt wieder heim!“ —

— Der Richtige. Buchhalter: „Herr Chef, morgen werden es fünf und zwanzig Jahre, daß ich in Ihr Geschäft eingetreten.“ —

— Ein fleißiger Dichter. A: „Ihr Herr Gemahl dichtet wohl sehr viel?“ —

Frau des Dichters: „O ja! Einen Bleistift verdirbt er durchschnittlich jeden Tag!“ — (Flieg. Bl.)

Vermischtes vom Tage.

— In einer Folge theilt die „Voss. Ztg.“ als neu erschienene Bücher folgende mit: „Kaiser Wilhelm II.“ Ein Lebensbild von A. Wolter. „Kaiser Friedrich im eigenen Wort.“ Von E. Schröder. „Karl Alexander, Großherzog von Sachsen.“ Von B. Zinde. „Prinz Louis Ferdinand von Preußen.“ Von F. Heinke. „Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten Esdras Heinrich Müntzenbecher in Oldenburg.“ —

— Die Fleischeinfuhr nach Deutschland nimmt seit Beginn des vorigen Jahres von Monat zu Monat zu. 1896 wurden im ganzen eingeführt 266 900 Doppelzentner, 1897: 480 858 und in den ersten vier Monaten d. J. bereits 261 988 Doppelzentner Fleisch. Die Hauptanteile davon liefern die Vereinigten Staaten, Holland und Dänemark, alle drei zusammen fast 90 pCt. der gesammten Einfuhr. —

y. In Hamburg wurde eine Tischlerfrau wegen Verdachts der Engelmacherei verhaftet. Von 40 Kindern, die sie in Pflege genommen, sind 25 verstorben. —

y. Bei Harburg tritt in diesem Jahre der Meerrettig-Räfer mit verheerender Wirkung auf. —

— Auf dem Schießplatze in Lamsdorf bei Reife (Schlesien) sind ein Hauptmann und sechs Soldaten schwer verwundet worden. —

— Ein dreizehnjähriger Knabe wurde in Dransdorf (Aheinland) verhaftet, weil er in zwei Fällen Steine auf die Schienen der Vorgebirgsbahn gelegt hat. Er wollte sehen, ob der Zug auch wirklich umschläge, und hielt sich dazu in der Nähe versteckt. —

— Das „Kleinste Buch der Welt“ wurde in Padua hergestellt. Das typographische Kleinod ist ein Wändchen von 10:6 Millimeter mit je 10 Linien auf 208 Seiten, enthaltend einen bisher ungedruckten Brief Galilei's an Christina von Lothringen aus dem Jahre 1628. —

Eine Garnitur Chemisettknöpfe, drei an der Zahl, in deren mittlstem eine zierliche Uhr eingesezt ist, ist das neueste für die Pariser Herren, die nicht wissen, was sie mit ihrem vielen Gelde anfangen sollen. Das Zifferblatt dieses winzigen, aber vorzüglichen Chronometers mißt $\frac{1}{8}$ Zoll im Durchmesser. Die drei Knöpfe sind durch einen unter dem Vorhemd verborgenen, schmalen silbernen Streifen verbunden. Um nun die kleine Uhr aufzuziehen, dreht man den obersten, und um die Stellung der Zeiger zu reguliren, den untersten Knopf. Diese Spielerei repräsentirt oft einen Werth von mehreren tausend Franks. —

— Die Einwohnerzahl Schwedens beziffert sich nach den letzten Erhebungen auf über 5 Millionen. Im Jahre 1768 wurde die zweite, 67 Jahre später, im Jahre 1835 die dritte und 28 Jahre nachher (1863) die vierte Million erreicht. Daß es 34 Jahre gedauert hat, bevor die Bevölkerungszahl wiederum um eine Million vermehrt wurde, ist auf die überhandnehmende Auswanderung zurückzuführen. —

— Ein lohnendes Geschäft für die Unternehmer ist der Kupfererz-Bergbau in Michigan (Vereinigte Staaten). Die dortige Calumet-Hellas-Mine, deren Aktienkapital nur $\frac{1}{2}$ Millionen Dollars beträgt, hat bisher ihren Aktionären nicht weniger als 52,85 Mill. Dollars an Dividenden abgeworfen. —